

# INHALT

---

© 2011 DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Produktion und Herstellung: Feierabend Unique Books  
Projektleitung und Art Direction: Peter Feierabend  
Bildredaktion: Karsten Zang  
Gesamtgestaltung: Christian Schaarschmidt

Verlagskoordination: Teresa Grenzmann  
Lektorat: Helge Pfannenschmidt

ISBN 978-3-8321-9352-2

www.dumont-buchverlag.de

Printed in Europe

Frontispiz: „Hortus Eystettensis“  
von Basilius Besler, 1613.

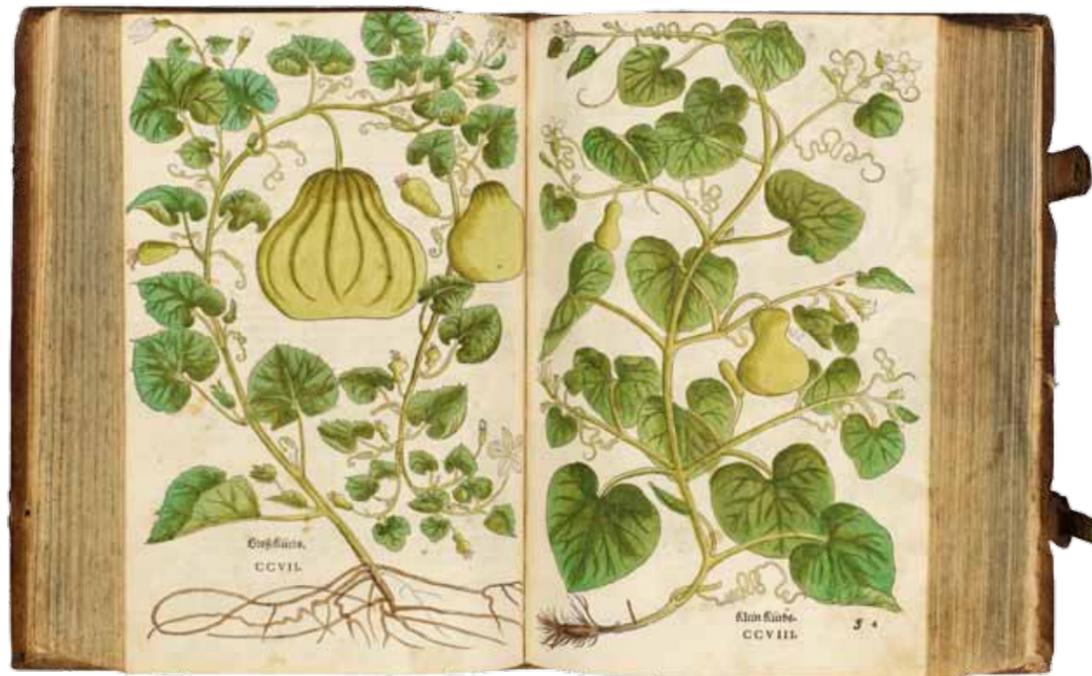
- 6 Vorwort
- „Da die Nachtigalle sang, bei dem Brunnen stand ein Baum“*
- 14 Die Gärten des Mittelalters
- „... viele Kunststücke ins Werk setzen, die noch nicht in diesem Lande sind“*
- 26 Deutschland importiert die Renaissance
- „Brühl! Haben Wir noch Geld?“*
- 40 Der deutsche Barock im Schatten von Versailles
- „Nirgends kann das Pflanzenkleid der Erde anziehender und behaglicher sein“*
- 64 Botaniker, Sammler, Pflanzenjäger
- „Zierde und Inbegriff des 18. Jahrhunderts“*
- 78 Das Gartenreich des Fürsten Franz von Anhalt-Dessau
- „Das Bauernspielen war hübsch, solange es ein Spiel war“*
- 92 Gartendichter und Dichtergärten
- „Mein Garten ist mein Herz“*
- 106 Lenné, Pückler und die klassische Zeit des Landschaftsgartens
- „Harmlos wandelt hier, dann kehret neu gestärkt zu jeder Pflicht zurück“*
- 122 Öffentliche Grünanlagen von der Schützenwiese zum Volkspark
- „... für die rechte Kultur der edelsten Pflanzen unentbehrlich“*
- 134 Gartentheorie- und Praxishandbücher
- „Also heißt es, in die kahlen Böden der Gärten Teppiche zu rollen“*
- 144 Gärtnern als Beruf
- „Wer Gott vertraut und Bretter klaut, der hat ne billige Laube“*
- 160 Vom Armengarten zur Laubenpieperkolonie
- „So ist auch davor gesorgt, dass man die Blume in der Nähe genau betrachten kann“*
- 174 Von der Blütenschau zur Gartenbau-Ausstellung



Die Veredelung von Obst war eine Leidenschaft, der vor allem in Klöstern und an Adelshöfen nachgegangen wurde. Erst ab dem 18. Jahrhundert fand der Obstbau weite Verbreitung. Der Apfel „Augustine“ aus der Zeitschrift „Der Teutsche Obstgärtner“ von Johann Volkmar Sickler, 1796.

noch eine Kulisse bildete. Friedrich Ludwig Karl Graf Finck von Finckenstein machte seinen Park Alt Madlitz zu einer Gedenkstätte für die Befreiungskriege, und vom Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. stammt die Idee, 1824 im Potsdamer Lustgarten vierzehn Heldenstatuen aus den Freiheitskriegen von Christian Daniel Rauch, später sogar Geschütze aus allen preußischen Kriegen aufzustellen. Wo auf „deutsche Art“ gegärtnert wurde, kam oft genug nur Provinzielles, manchmal auch chauvinistischer Kitsch heraus. In den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts gingen Blut- und Boden-Ideologen gar so weit, eine Reinigung des „deutschen Gartens“ von „undeutschen“ Stilelementen und Pflanzen zu fordern.

Das Scheitern des Nationalgarten-Konzepts ist kein Zufall – die Geschichte des Gärtnerns in Deutschland ist undenkbar ohne den Blick über die Grenzen. Für die Großen der deutschen Gartenkunst wie Lenné, Pückler oder Sckell war es eine Selbstverständlichkeit, von den Meistern der Nachbarländer zu lernen. Mehr als jede andere Kunst lebt die Gartenkunst vom internationalen Austausch, von Import und Export. Wer in Deutschland einen zeitgemäßen Garten oder Park anlegen wollte, konnte gar nicht anders, als sich in den klassischen Gartenländern der Alten Welt umzusehen: südlich der Alpen, wo die Renaissancefürsten und ihre Architekten die Gartenkunst der Antike wieder aufleben ließen; im Westen, wo Versailles und die Parks und Gärten an der Loire



Leonhart Fuchs, einer der „Väter der deutschen Pflanzenkunde“, war Professor der Medizin in Tübingen. Dort legte er einen der ersten botanischen Gärten Deutschlands an und gab 1543 sein „New Kreutterbuch“ heraus.

für mindestens ein Jahrhundert das Maß aller Dinge waren; jenseits des Ärmelkanals, wo der englische Landschaftspark die ästhetische Vorstellung nicht nur von einem gelungenen Garten, sondern auch von einem gelungenen Leben revolutionierte; aber auch in Ostasien, dessen Gärten vor allem im 18. Jahrhundert in Europa bewundert und vielfach nachgeahmt wurden.

Eine schöne – wenn auch leider widerlegte – Illusion ist die Idee mancher deutscher Gartentheoretiker, man könne das rauhe heimische Klima mildern, wenn man nur genügend südliche Pflanzen anbaue. Diese sympathische Verdrehung von Ursache und Wirkung erinnert daran, dass der Garten, den wir kennen, hauptsächlich mit eingewanderten oder importierten Gewächsen bepflanzt ist. Schon mittelalterliche Nutzpflanzen stammten zu einem großen Teil aus dem Mittelmeerraum, von wo sie etwa durch römische Legionäre eingeführt worden waren. Akazie und Spitzpappel, Tomate und Rhabarber, Dahlie und Sonnenblume sind so wenig deutsch wie das *Broderieparterre* oder der *pleasureground*.

Es ist deshalb kein Wunder, dass in dieser deutschen Kulturgeschichte viel geistert wird. Für Karl Foerster, den weltberühmten Staudenzüchter und Gartenschriftsteller, sind Gärten „Reisemitbringsel aus der Ferne“. Die Gärtner der Renaissance haben Florenz und Rom besucht, im Barock reiste jedermann nach



Versailles, Adlige wie Franz von Dessau oder Fürst von Pückler holten sich Inspiration und Ermutigung für ihre eigenen Schöpfungen in England. Wichtige deutsche Gärten wie der Hortus Palatinus in Heidelberg oder der Garten des Belvedere in Wien sind von ausländischen Meistern geschaffen worden. Diejenigen, denen das Reisen versagt war, holten sich Anregungen aus französischen Lehrbüchern oder englischen Kupferstichen.

Ich habe mein Buch mit Bedacht „eine“, nicht „die“ Kulturgeschichte der Gärten in Deutschland genannt – schon deshalb, weil es die letzte Wahrheit über eine historische Entwicklung nicht gibt, vor allem aber, weil der zur Verfügung stehende Raum nur einen Streifzug durch das Thema erlaubt. Der Band will kein Handbuch oder Nachschlagewerk sein, sondern ein feuilletonistischer Spaziergang, geleitet von Interesse und dem Wunsch nach Überraschungen. Wichtiger als Vollständigkeit oder wissenschaftliche Unangreifbarkeit war mir, möglichst viele Aspekte des Gärtnerns in Deutschland auf unterhaltsame Weise vorzustellen. Dazu gehören die Geschichte des gewerblichen Gärtnerns und das Gärtnern als Beruf, der Volkspark, die Kleingärten und die Gartenschauen. Neben der realen Geschichte des Gartens interessierte mich auch deren Reflexion in Fachbüchern, Gartenzeitschriften und der schönen Literatur.

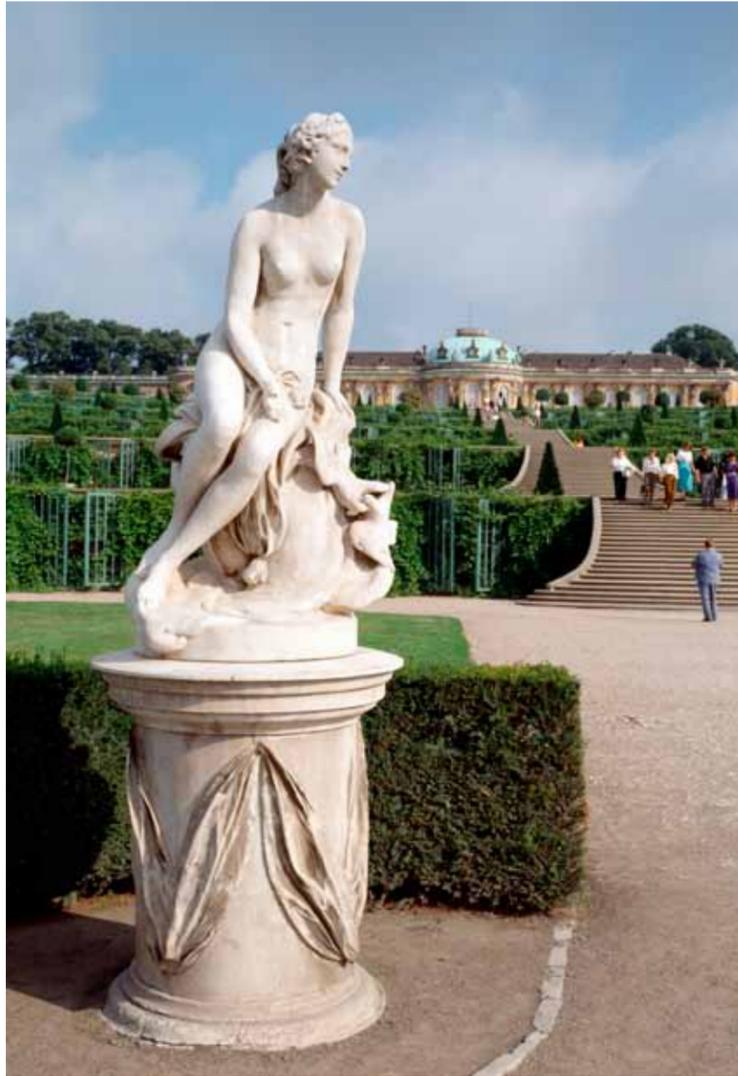
Dabei wollte ich den Blick auf die Tatsache lenken, dass Deutschland von der gärtnerischen Welt nicht nur gelernt, sondern ihr – vor allem seit dem Ende

des 18. Jahrhunderts – viel Gutes, Originelles und zu Recht Bewundertes zurückgegeben hat. Entgegen landläufiger Ansichten ist dies weder der Kleingarten, den es als „Armengarten“ beispielsweise auch schon in Dänemark oder England gab, noch der vermeintlich urdeutsche Gartenzwerg: Er kann auf norditalienische und österreichische Vorfahren zurückblicken.

Doch Deutschland ist das Geburtsland gartengeschichtlich so bedeutsamer Kuriositäten wie der „Blumistik“ und der „Pomologie“. Es hat das wissenschaftliche Nachdenken über alle Aspekte des Gärtnerns zu hoher Blüte gebracht und weil seine klassische Literaturepoche mit dem großen Aufschwung der Gartenarchitektur zusammenfiel, haben faktisch alle Dichter dieser Zeit den Garten zum Gegenstand oder Schauplatz ihrer Werke gemacht. Mit seinem wirtschaftlichen Aufschwung im 19. Jahrhundert entstanden große Saatzuchtbetriebe und berühmte Kunstgärtnereien wie die Seidelsche Kameliengärtnerei in Dresden oder die Kakteenzüchterdynastie Haage in Erfurt, die mit ihren Spezialitäten die ganze Welt belieferten – und zum Teil heute noch beliefern. Und als ein klassisches Land der Sozialpolitik hat Deutschland das Vergnügen des Gärtnerns zur Verbesserung der Gesellschaft nutzbar gemacht – sei es mit den Gartenstädten, durch die Förderung des Kleingartenwesens oder durch die hohe Blüte der Stadtbegrünung und der öffentlichen Parkanlagen.

Aber natürlich gehören zur Schatzkammer der deutschen Gartengeschichte vor allem berühmte Anlagen

Schloss und Park Sanssouci in Potsdam gehören zu den bekanntesten Barockkunstwerken. Stich von Georg Balthasar Probst, um 1750.



*Die Weinbergterrasse und Schloss Sanssouci.*

Wer heute aus der von Bacchanten geschmückten Gartenseite des Schlosses ins Freie tritt und ein paar Schritte in westlicher Richtung geht, stößt auf ein ebenso überraschendes wie bezeichnendes Detail. Friedrich II. ist seit 1991 gemäß seiner testamentarischen Verfügung endlich in der Gruft auf der obersten Weinbergterrasse beigesetzt – in Gesellschaft seiner geliebten Windspiele. Eine unscheinbare Platte bedeckt das Grab des Königs. Ihre Einfachheit zeugt nicht nur von der an Geiz grenzenden Bescheidenheit des Monarchen, sondern weist schon in eine neue Epoche, die für die Prachtentfaltung des Ancien Régime nur noch ein Achselzucken übrig haben würde.



# BOTANISCHE ZENTRALSTELLE FÜR DIE KOLONIEN



Nur wenige Jahre, nachdem sich das Deutsche Kaiserreich als – wenn auch kleine – Kolonialmacht etabliert hatte, entstand in Berlin-Dahlem die „Botanische Zentralstelle für die Kolonien“. Julius Freiherr von Soden, der erste Gouverneur Deutsch-Kameruns, hatte die Anregung gegeben, man könne in einer solchen Einrichtung Sämereien und lebendes Material aus allen Teilen der Welt sammeln und es von dort aus in die Kolonien weiterleiten, zum Beispiel zur „Regierungsplantage“ in Viktoria, dem heutigen Limbe in Kamerun.

Viktoria gehörte seit 1886 zu Deutsch-Kamerun. Auf der Plantage, später „Kaiserliche Versuchsanstalt für Landeskultur“, wurden, wie deren Direktor Dr. Preuss erklärte, „Nutzgewächse aus allen Tropenländern eingeführt und Akklimatisationsversuche gemacht, um sichere Schlüsse auf die Rentabilität des Anbaues der Pflanzen ziehen zu können“. Man experimentierte mit Kaffee und Pfeffer, Vanille, Kakao, Ingwer, Ananas, Bananen, Mango und Zitrusfrüchten. Deutschland wollte mit eigenen Plantagen das Monopol anderer Kolonialmächte brechen.

Über die Botanische Zentralstelle in Berlin gelangten auch einheimische Gemüsepflanzen nach Kamerun, allerdings nur mit mäßigem Erfolg. Noch einmal Dr. Preuss: „Weißkohl gedeiht, macht aber niemals große feste Köpfe, Rotkohl gedeiht im Tiefland überhaupt nicht, ebenso rote Rüben, Wirsing und Rosenkohl.“

In Deutsch-Ostafrika, dem heutigen Tansania, breiteten sich die europäischen Gemüsearten dagegen rasant aus. Tomaten, Zwiebeln, Karotten und Melonen gehörten bald zur Grundausstattung einheimischer Gemüsegärten. Am Biologisch-Landwirtschaftlichen Institut Amani, ebenfalls Tansania, wurde u. a. mit dem Anbau von Chinarindenbäumen zur Produktion von Chinin experimentiert und australischer Eukalyptus für medizinische Zwecke angebaut. Plantagen mit Sisal und Baumwolle entstanden und ganz nebenher fand von hier, aus den Usambarabergen, das Usambaraveilchen seinen Weg auf die Fensterbänke Europas.



Zu diesem Bild fand sich folgende Notiz: „Zwei Stunden später waren die stolzen Beete durch Sandsturm verschwunden“. Linke Seite: Die Zeitschrift für tropische Landwirtschaft „Der Tropenpflanzer“ von 1907 vermeldet, am biologisch-landwirtschaftlichen Institut von Amani experimentiere man mit dem Anbau des Kampferbaumes – aus ihm wird auch heute noch ein Öl zur Behandlung rheumatischer Beschwerden gewonnen.





Frederick Sander gab von 1888 bis 1894 die Zeitschrift „Reichenbachia“ heraus, in der unzählige neue Orchideenarten porträtiert wurden. Links oben zum Beispiel *angraecum sesquipedale*, auch „Stern von Madagaskar“ genannt.

Dort gibt es menschenfressende Tiger und nicht minder gefährliche Insekten. Zudem wütet, wie Micholitz schreibt, „überall entweder die Cholera oder die Pest und obwohl ich nicht ängstlich bin, wird man doch nervös“.

Sein erster Auftrag führt Micholitz auf die Philippinen. Die rote *Phalaenopsis sanderiana* mit makellosen zartrosa Blüten an einer langen Rispe ist der Verkaufschlager der Saison und Sander will so viele davon, wie sein Jäger beschaffen kann. Auf Mindanao fährt der flussauf zu einem Süßwassersee, von dort geht es in den Dschungel, nur mit einem Maultier und einem einheimischen Träger: „Bis zu den Knien im Matsch zog ich meine Stiefel aus und sofort waren meine Beine von Blutegeln übersät“. Orchideenjäger von der Londoner Konkurrenz sind ihm auf den Fersen, doch am Ende kann er ganze Kisten der begehrten *Phalaenopsis* – sorgfältig gesäubert, getrocknet und in Bündel verpackt – nach Hause schicken.

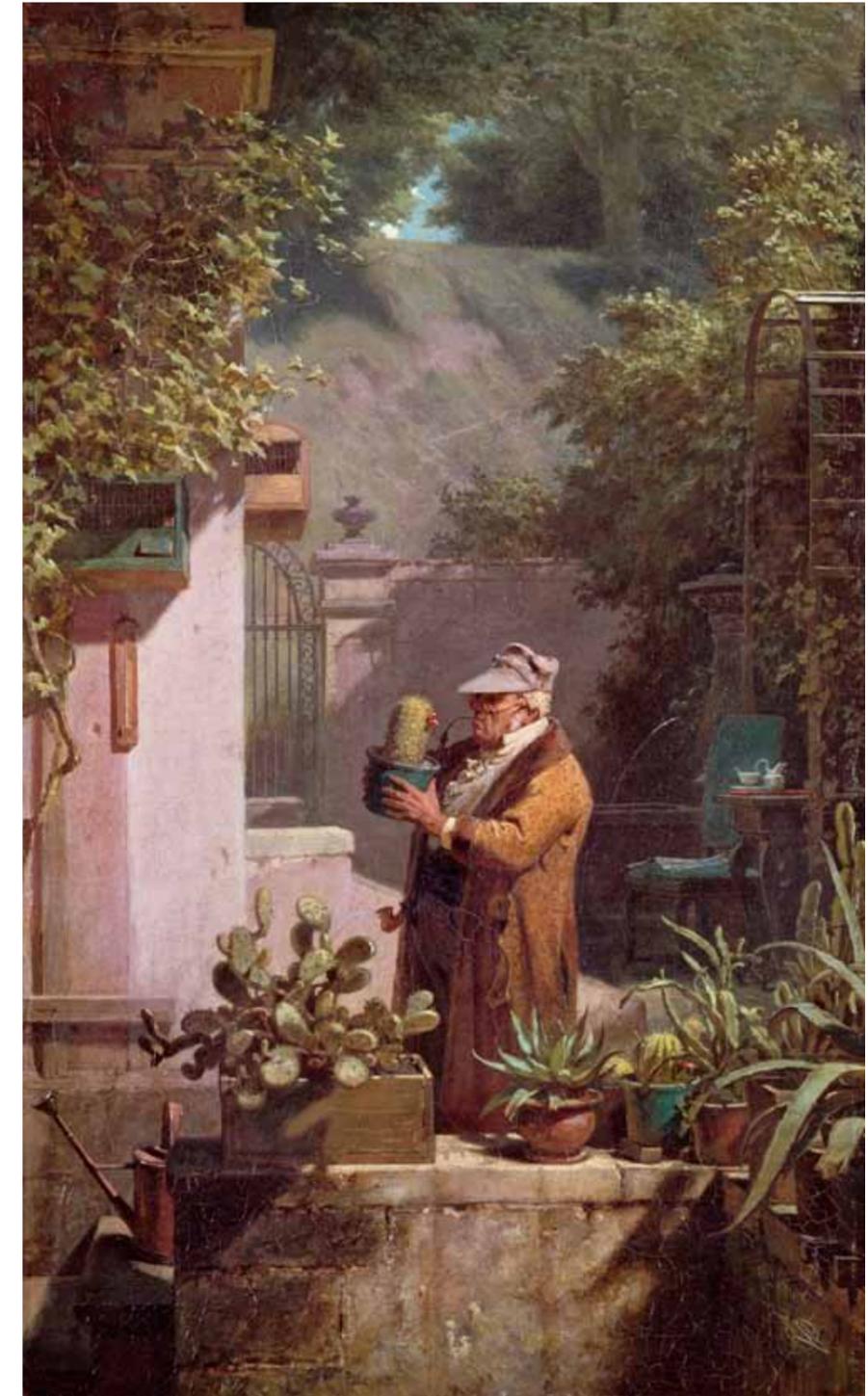


Pflanzenjäger wie Micholitz arbeiten vollkommen skrupellos. In Kolumbien etwa fällen sie mehr als 4.000 Urwaldriesen, nur um von deren Zweigen 10.000 Exemplare der begehrten *Odontoglossum crispum* zu pflücken. Auf den Philippinischen Inseln roten sie ganze Bestände komplett aus – und sei es nur, um den Konkurrenten keine Pflanzen zu hinterlassen. Zwar verderben mitunter ganze Schiffsladungen, dennoch erhält Sander zu seinen besten Zeiten jeden Monat allein dreihundert Kisten der begehrten Gattung *Cattleya*. Zu Beginn des Jahrhunderts lässt das Orchideenfieber nach, im Ersten Weltkrieg verliert Sander alle Gewächshäuser und Micholitz sein Erspartes in Kriegsanleihen. Beide sterben als arme Männer.

Während die Wohlhabenden Europas sich für Orchideen und Kamelien in den Ruin stürzten, eroberten im Laufe des 19. Jahrhunderts eher unscheinbare, aber robuste Exoten die Wohnzimmer der kleinen Leute: die Zimmercalla zum Beispiel und die unverwüsthliche Grünlilie aus Südafrika, die Tigeraloe aus dem westlichen Afrika und die dankbare Schusterpalme *Aspidistra eliator* aus China. Vor allem die Kakteenzucht entwickelte sich im 19. Jahrhundert zum Steckpferd der einfachen Leute, denn die genügsamen Gewächse verkraften Temperaturschwankungen, sie sind klein, dennoch prachtvoll und passen auf die schmalste Fensterbank.

Ihr beeindruckender Formenreichtum machte Kakteen für Jahrzehnte zum Sammelobjekt für jeden Geldbeutel. Die betuchtere Klientel begnügte sich allerdings nicht mit dem Fensterbankformat, sondern sammelte Riesenkakteen und blühende Raritäten aus Mittel- und Lateinamerika. Der europäische Marktführer im Kakteengeschäft war (und ist bis heute) die Erfurter Gärtnerdynastie Haage. Auch sie hatte ihre Zwischenhändler und Emissäre, um die anspruchsvolle Kundschaft immer wieder mit Neuheiten überraschen zu können, wie zum Beispiel mit *Cephalocereus senilis*, dem sogenannten Greisenhaupt. Dieser hoch aufragende Säulenkaktus mit seinem Schopf langer weißer Haare wächst in abgelegenen Tälern Mexikos. Aufgrund des massenhaften Imports der bizarr anmutenden Pflanze waren die Bestände zu Beginn des 20. Jahrhunderts so weit dezimiert, dass der Kakteenjäger Curt Backeberg selbstkritisch anmerkte: „Selbstverständlich gibt es auch unter uns Leute, die keine Schongesetze kennen und alles über den Haufen hauen. Die mexikanische Regierung hat jetzt den Export der Senilissamen und -pflanzen verboten.“

Für die Pflanzenjäger aus Deutschland wie aus ganz Europa war die Beschaffung neuer Arten in erster Linie ein Geschäft und in zweiter Linie ein Abenteuer. Es wäre ungerecht, sie für ihre Rücksichtslosigkeit zu schelten, zumal der Gedanke des Artenschutzes in einer von Gott geschaffenen Natur ein Widerspruch in sich war. Durch alle Epochen haben die enthusiastischen Botaniker, die tollkühnen Abenteurer und die geschäftstüchtigen Händler das Antlitz auch der deutschen Gärten geprägt, auf andere Weise, aber mindestens ebenso nachhaltig wie Gartentheorien und ausländische Moden. Ohne sich darüber Rechenschaft abzulegen, veränderten sie zugleich unsere Vorstellung von Natürlichkeit. Wer weiß heute schon noch, dass es Robinien in Deutschland erst seit 400 Jahren gibt? Wer wollte heute noch einen Garten anlegen, in dem nur einheimische Pflanzen wachsen? Durch die Jäger und Händler wurde Deutschland auch floral ein Teil der Welt.



Von Carl Spitzweg zum Inbegriff biedermeierlicher Häuslichkeit erhoben: „Der Kaktusfreund“.

# DIE BLAUE BLUME



Die Wegwarte, *cichorium intubus*, gilt als eines der möglichen Vorbilder für die Blaue Blume der Romantik.

In der Eingangsszene von Novalis' Roman „Heinrich von Ofterdingen“ (1802) träumt der Held, ein Jüngling, von einer geheimnisvollen Grotte, in der eine überirdisch schöne blaue Blume blüht: „Die Blätter wurden glänzender und schmiegt sich an die wachsenden Stengel, die Blume neigte sich nach ihm zu, und die Blütenblätter zeigten einen blauen ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Gesicht schwebte“. Diese Blume avancierte zum Emblem der Romantik. Während die Welt nach Reichtum und Ruhm strebt, steht die Blaue Blume für Liebessehnsucht und Selbsterkenntnis. Blau – als Farbe des Himmels – verkörpert die Ferne und Unendlichkeit, aber das Blau hat auch eine naturwissenschaftliche Wurzel, die auf die Alchemie zurückgeht.

Die Germanistik hat lange gerätselt, ob Novalis für seine „Blaue Blume“ auch ein Vorbild in der Natur hatte. Und tatsächlich findet sich ein Vermerk des jungen Dichters, auf einer Wanderung von Weißfels nach Jena habe ihn ein Meer blauer Blüten geradezu überwältigt. Kornblumen kämen da in Frage, aber auch die Wegwarte, zumal diese Blume poetisch vorbelastet ist: Nach einer Sage sollen die Blüten der Wegwarte die Augen eines verwandelten Burgfräuleins sein, das am Wege vergeblich auf die Rückkehr ihres Geliebten vom Kreuzzug ins Heilige Land wartet.

Der romantische Mythos von der Blauen Blume hat weit getragen und wurde immer wieder aufgegriffen – von der Wandervogelbewegung zum Beispiel, die vor der autoritären Starre des wilhelminischen Kaiserreiches in die Natur flüchtete. In einem Lied aus dieser Zeit heißt es: „Es blühet im Walde tief drinnen, die blaue Blume fein, die blaue Blume zu gewinnen, ziehn wir in die Welt hinein“.

Selbst die Achtundsechziger waren bei allem Theoriegetöse eine Bewegung, die viel von den Romantikern übernommen hat – und seien es die bereits von Novalis beschriebenen Experimente mit bewusstseinsweiternden Drogen. In einem Schlachtruf gegen die überholte akademische Ausbildung heißt es: „Schlagt die Germanistik tot, färbt die blaue Blume rot!“

Bürger Weimars legte im „Baumgarten“ einen englischen Park an, dessen Glanzstück die beeindruckende Rosensammlung auf dem sogenannten Blumenhügel war. Schiller, dort zu Besuch, fand die schon erwähnten geschlängelten Wege und begeisterte sich daran, dass ein Spazierweg durch ein Wäldchen zehn Minuten dauerte, „als ob man in einer weitläufigen Parthie wäre“. Seinen eigenen Garten dagegen betrat Schiller nur, um dort pflichtschuldig den vom Arzt verordneten täglichen Spaziergang zu absolvieren, bevor er wieder in die verräucherte Schreibstube ins Dachgeschoss hinaufstieg.

Und schließlich ist Christoph Martin Wieland zu nennen. Der Dichter und frühere Prinzenzieher machte Nägel mit Köpfen, kaufte in seiner Schwärmerei für ländliche Lebensweise in Oßmannstedt 1797 gleich ein ganzes Gut und nannte es antikisierend sein „Osmanium“. Dort führte er zur Erheiterung der Besucher im Kreise seiner Familie und seines Viehs das Leben eines Landwirts: „Ich habe drei tüchtig arbeitende Pferde, 15 Rinder und 80 Schafe. Ich habe stundenlang Maulwurfshügel geegnet und Steine von meinen Äckern gelesen und glücklich meine erste Heuernte eingebracht“, berichtet er nach Weimar.

## Christoph Martin Wieland

lässt in seinem „Oberon“, einer poetischen Verherrlichung des einfachen Landlebens, den Eremiten sagen:

„Und so verlebt er nun in Arbeit und Genuß  
Des Lebens späten Herbst, beschäftigt seinen Garten,  
Den Quell von seinem Überfluß  
Mit einer Müh, die ihm zu Wollust wird, zu warten  
[...]

Kein heitrer Tag entflieht,  
Der nicht in seinem lieben Garten  
Ihn dies und das zu thun beschäftigt sieht.“

Seine naive Begeisterung für das Leben im Grünen bescherte ihm ein paar schöne Jahre im Kreise seiner vielköpfigen Familie. Am Ende scheiterte Wieland, wie Hesse hundert Jahre später scheitern sollte. Er musste das Gut verkaufen und zog zurück in die Stadt. Doch er hatte sich ausbedungen, auf seinem Landgut begraben zu werden, gemeinsam mit seiner geliebten Frau Anna Dorothea und der wohl ebenso geliebten Sophie Brentano. Im Gutspark von Oßmannstedt steht heute noch das berührende Grabmal der drei.



In der nächsten Dichtergeneration, unter den Romantikern, war die Begeisterung für die Gartenarbeit verflogen, nicht aber das Interesse an den gartenästhetischen Debatten. Friedrich Schlegel etwa verteidigte den formalen französischen Garten: „Es geschmackswidrig zu finden, daß man den Bäumen und Stauden in Spalieren, Hecken und Lauben nicht ihren natürlichen Wuchs läßt, ist daher nicht viel anders, als wenn man ein Gebäude deswegen tadelt, weil es nicht aus natürlichen Felsstücken, sondern aus behauenen Steinen zusammengefügt ist.“ Ludwig Tieck wiederum macht sich in der Rahmen- erzählung seines Romans „Phantasia“ über den Anspruch des Landschaftsgartens lustig, ein sozusagen ideales Naturerlebnis zu liefern: „Die hohe Empfindung, welche uns der Anblick der Natur gewährt, [...] läßt sich in keinen Garten ziehn [...]. Diejenigen, welche in Parks das Seltsam-Schauerliche, oder

Wilhelm von Lindenschmit sammelte 1860 in dieser imaginären Szenerie die Genies der Zeit in Schillers Garten. Dem Dichter lauschen u. a. Charlotte von Schiller und Sohn Karl, Johann Gottfried Herder, Caroline von Dacheröden, Goethe, Wieland und die Brüder von Humboldt.

# DIE „HERZENSSCHNUCKE“

... oder wie man einen Traum finanziert

Als Hermann Fürst von Pückler-Muskau im Sommer 1816 um die neun Jahre ältere Reichsgräfin Lucie von Pappenheim wirbt, ist diese gerade frisch von ihrem Gatten getrennt. Sie wird zwar schon etwas füllig in den Hüften, ist dafür aber mit anderen Vorzügen gesegnet, auf die Fürst Pückler ein Auge geworfen hat: Da sind zum einen ihre Verbindungen zu den besten Kreisen – ihr Vater war der Staatskanzler Karl August von Hardenberg. Zum anderen leben bei ihr die anmutige Tochter Adelheid und die geheimnisvolle Helmine, offenbar das Resultat einer Jugendstunde der Gräfin und von Pückler als „sylphidenartiges Geschöpf“ apo-



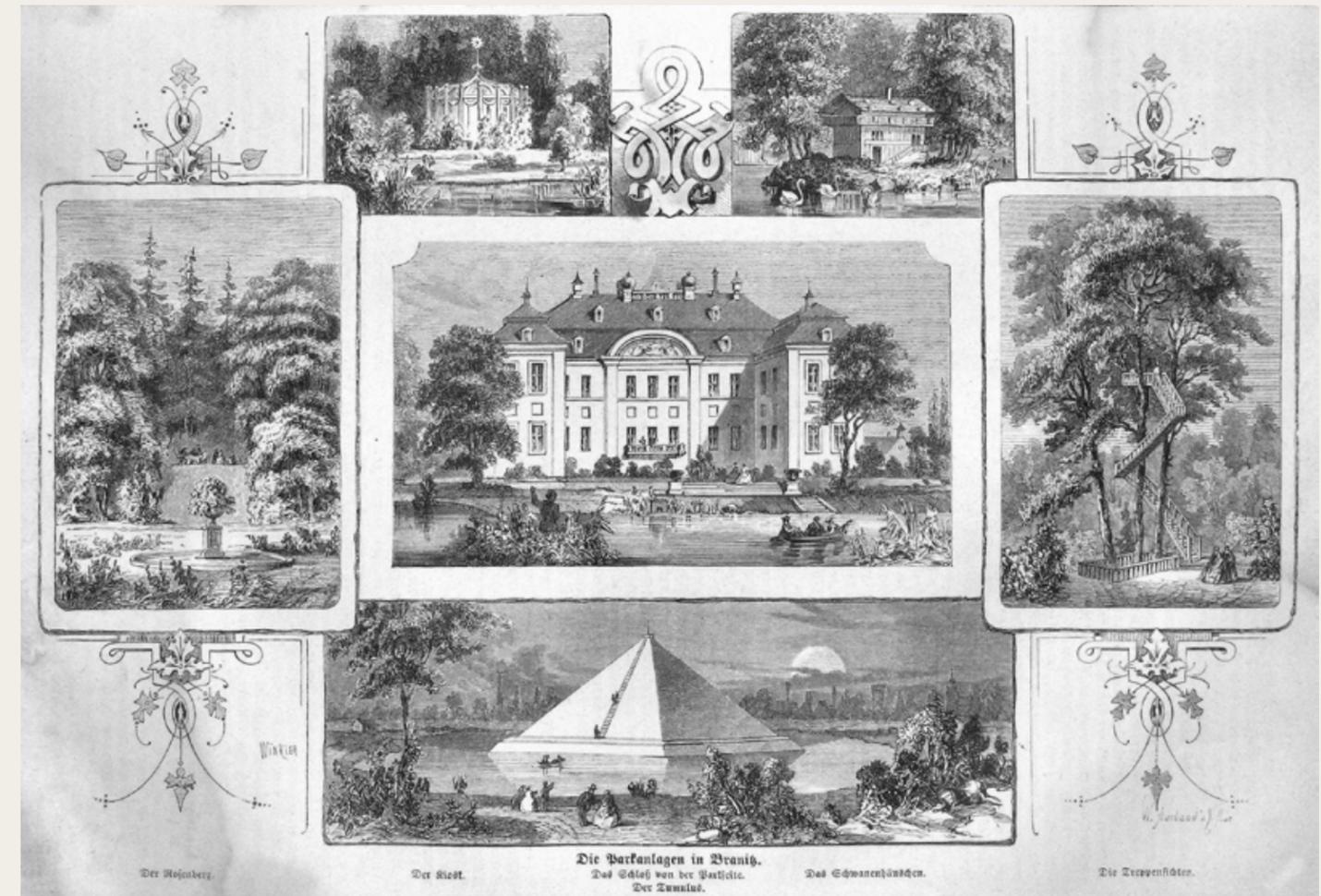
Lucie Fürstin von Pückler-Muskau (1776–1854). Gemälde von Gustav Feckert nach Johann Heinrich Schröder, um 1854.

strophiert. Pückler wirbt um die drei Damen, indem er mit einem Viergespann gezähmter Hirsche die Allee Unter den Linden auf und ab chauffiert – mit Erfolg. Am 9. Oktober 1817 wird Hochzeit gehalten.

Vor allem die Mitgift der Gräfin kommt zur rechten Zeit, denn als Pückler sein gewaltiges Parkbauwerk beginnt, liegt sein Besitz nach langen Kriegsjahren ausgeblutet. Außerdem ist die Lausitz gerade an Preußen gefallen, was die ohnehin schmalen Einnahmen des Grundherren zusätzlich beschneidet. „Dass Du Geld mitbringst, ist sehr zweckmäßig, denn ich habe keins“, schreibt er seiner Braut und beauftragt sie: „Frau Kommissär Schnucke wird ergebenst gebeten, 50 Pfund bestes englisches Reygras und 10 Pfund feinen niedrigen weißen Kleesamen besorgen zu lassen.“ Die Schnucke – so der lebenslange Kosename der Fürstin – greift ihrem schneidigen Bräutigam bereitwillig unter die Arme, besorgt das Gras und begleicht die Rechnung.

Aber es bleibt natürlich nicht bei ein paar Pfund Grassamen. Hier haben sich zwei bedenkenlose Verschwender zusammengetan, die ihr Schloss in Muskau mit venezianischen Lüstern und seidenen Wandbespannungen ausstatten, die sich Gänseleberpastete aus Toulouse und Konfitüre aus Paris kommen lassen. Doch nicht nur der Hang zum Luxus eint sie. Das Paar ist einander über nahezu 40 Jahre hinweg in Zuneigung verbunden, was wohl vor allem Lucies großzügigem und freundlichem Naturell zu verdanken ist. Ihr Gatte schätzt sie als mütterliche Gefährtin und Vertraute, wartet seiner Frau allerdings mit Zumutungen jeglicher Art auf: Zahllose stürmische Affären sind überliefert, unter anderem zur Stieftochter Helmine. Und als wäre das nicht genug, lässt der unstete Graf seine Frau über Monate und Jahre mit halbfertigen Bauarbeiten und Geldsorgen allein, während er durch die Welt reist.

Indes kümmert Lucie sich gemeinsam mit dem Garteninspektor Jacob Heinrich Rehder um das Gedeihen der Parkanlage. Im Jahr 1826, als wieder einmal der Bankrott droht, hat der Fürst eine besonders bizarre Idee: Er überredet Lucie zur Scheidung pro forma, reist nach England und begibt sich auf die Suche nach einer reichen Erbin. Monate später berichtet er nach Hause, er könne unter gleich vier wohlhabenden Damen wählen: „Die Gibbins, des Doctors Tochter,



hübsch und accomplié mit wenigstens 50.000 Pfund. 2. Eine andere Kaufmannstochter, sehr hübsch, gut und dumm mit 40.000 Pfund. 3. Eine Vornehme Häßliche mit 100.000 und 4. eine sanfte, kluge, hübsche und Vornehme nur mit nur 25.000 Pfund.“ Doch die Brautschau nimmt kein gutes Ende. Nach englischem Recht war die Scheidung ungültig – die feine Gesellschaft zeigt dem Mitgiftjäger fortan die kalte Schulter.

Lucie tröstete den Heimgekommenen – nicht zuletzt damit, dass sie all seine Pläne und Anweisungen sachkundig und zielstrebig in die Tat umgesetzt hat. Und sie präsentiert auch die rettende Idee: Der Reisende hatte an die zu Hause gebliebene Gefährtin mehr als zweitausend Briefseiten geschrieben. Scharfsinnig und treffend beschreibt Pückler den englischen Landadel, und da er sich unter Gleichen bewegt, darf er seine Standesgenossen mit gnadenlosem Blick sezieren.

Als diese Texte 1830 unter dem Titel „Briefe eines Verstorbenen“ erscheinen, werden sie ein europäischer Bestseller und bringen Pückler – zu Recht – den Ruf

ein, er sei ein Stilist von hohen Gnaden, einem Heinrich Heine vergleichbar. Der greise Goethe lobt die Briefe in einer Rezension als „ein für Deutschlands Literatur bedeutendes Werk“. Pückler nimmt amüsiert zur Kenntnis, dass er für seine „bisherigen Scharteken 30 bis 40 000 Taler bezogen [hat], wo es Schiller und Herder und Jean Paul nicht so weit gebracht haben und Goethe erst am Ende seiner Laufbahn“.

All dieses Geld setzt er in den Sand der Lausitz. Nach dreißig Jahren Bauzeit, im Moment der Vollendung, können die Pücklers Muskau nicht mehr halten – auf gewaltige 600.000 Taler sollen sich die Schulden belaufen haben. Schloss und Park werden verkauft und Lucie ermutigt ihren Mann, ins benachbarte Branitz zu ziehen. Dort entsteht noch einmal ein vollkommener Landschaftspark: Wiesen, Wasser, Strauch und Baum wie schon in Muskau, aber auch verschwenderische Blumenbeete und im See eine gewaltige Pyramide, ein sogenannter Tumulus. Dort sind sie beide begraben: der Gartenfürst und seine Herzensschnucke.

Die Postkarte zeigt die großen Attraktionen von Schloss und Park Branitz, auch heute noch besonders auffällig: die Seepyramide.

„Also heißt es, in die kahlen Böden der Gärten Teppiche zu rollen“

# GÄRTNERN ALS BERUF

Das „Große und allgemeine Wappenbuch“ von Siebmacher zeigt auch die einfallreich gestalteten Wappen der Gärtnerinnungen.

Bei aller Bewunderung für die prachtvollen Anlagen, die die Gartenkunst hervorgebracht hat, darf man nicht vergessen, dass die Gärtner immer und zuallererst Pflanzen für Nahrung lieferten, aber auch für Kleidung und Schmuck, Düfte und Schönheit, Heilung und Rausch. Auf dem Land gärtnerne ohnehin jeder für die eigene Küche und den eigenen Kel-

ler, aber auch die Städter hielten sich einen „Kohlhof“ direkt am Haus oder ein „Krautgütlein“ vor den Toren der Stadt. Das änderte sich erst im späten Mittelalter. In dem Maße wie die Städte wuchsen, sich Wohlstand ausbreitete und die Arbeitsteilung zunahm, wurde auch aus dem Gärtnern ein Beruf – bereits im 13. Jahrhundert wird der Handel mit Äpfeln und Birnen, Nüssen, Erbsen und Bohnen erwähnt. Die erste Gärtnerzunft ist 1268 in Basel verzeichnet; es folgen Augsburg und Mainz, um 1350 dann Straßburg und Frankfurt, Speyer und Ulm.

Anfangs wussten die Zunftgärtner wenig mehr von ihrem Handwerk als jede Hausfrau, als der Mönch, der den Klostergarten betreute, oder der Krautgärtner eines Fürsten. Sie alle bauten Küchenkräuter und Alltagsgemüse an, Erbsen, Bohnen und Linsen, weiße Rüben, Gurken, Kohl und Zwiebeln, mitunter auch Blumen für den Altar. Erst allmählich wagten sie sich an anspruchsvollere Kulturen. In Bamberg zum Beispiel schlossen sich um 1450 siebzig Gärtnerfamilien in einer Zunft zusammen. Sie verpflichteten sich, neben den üblichen Kräutern und Gemüsepflanzen Süßholz anzubauen – eine lokale Spezialität, die bis nach Böhmen und Ungarn verkauft wurde. Apotheker extrahierten aus der Wurzel dieses Schmetterlingsblütengewächses eine Arznei gegen Erkältung und Verdauungsbeschwerden. Diese heilkräftige Wurzel unversehrt auszugraben war in Bamberg Bestandteil der Meisterprüfung. Um 1630 prüfte die Augsburger Gärtnerzunft ihre zukünftigen Gesellen nicht nur in Blumenbau und Obstveredelung, sondern ließ sie auch ein Kräuterparterre und ein Labyrinth anlegen.

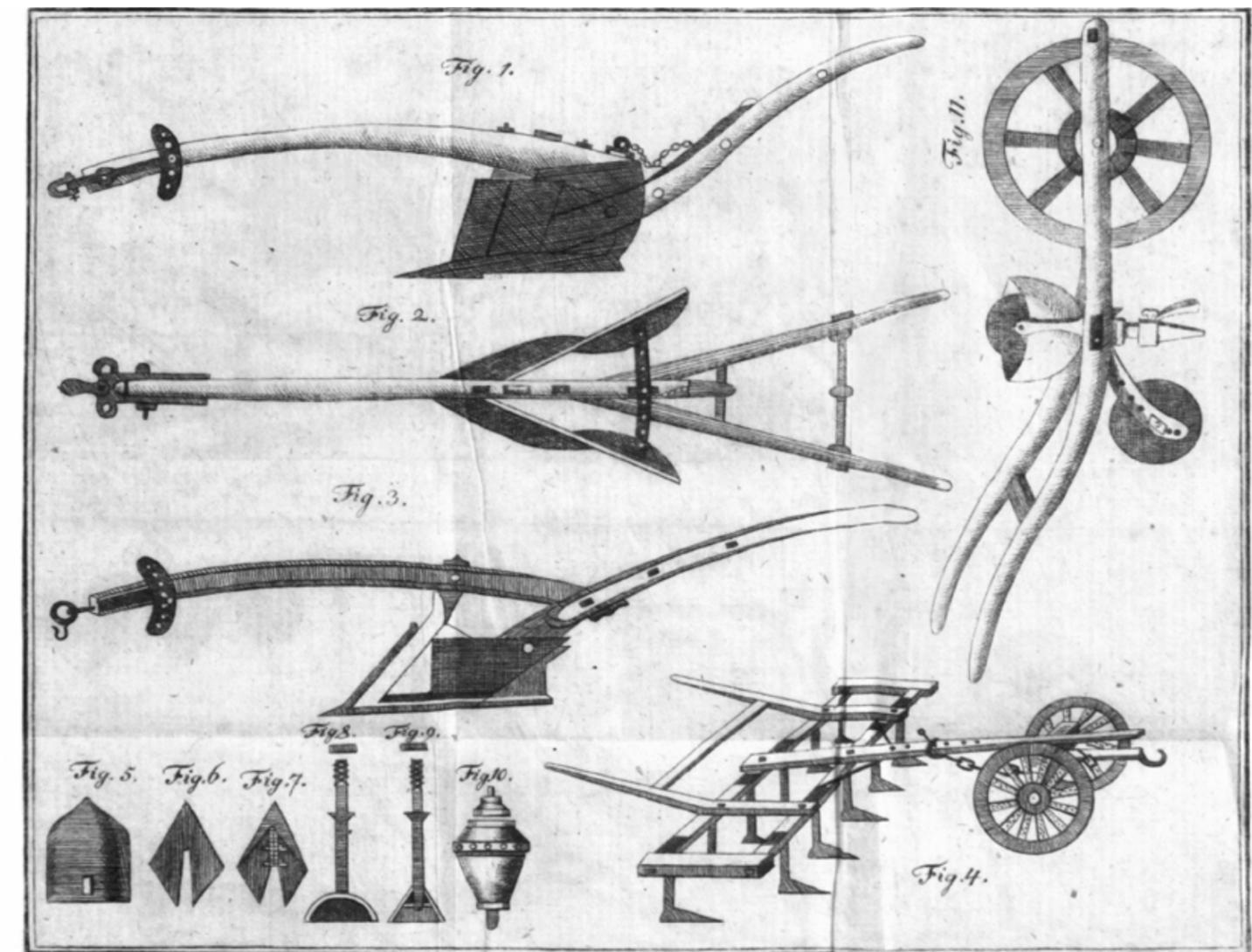
Als Zunftmitglieder waren nur freie Stadtbürger zugelassen. Sie durften Stadtland pachten oder kaufen und hatten exklusiven Zugang zum heimischen Markt. Doch der Marktschutz scheint nicht immer funktioniert zu haben. In der Marktordnung der Stadt Gotha von 1641 ist vermerkt, die Gärtner der benachbarten Stadt Erfurt belieferten den Gothaer Markt übermäßig mit Gemüse und schmälerten so den Gewinn der einheimischen Produzenten. Bereits mehr als einhundert Jahre zuvor hatte Martin Luther die Erfurter als „des Heiligen Römischen Reiches Gärtner“ bezeichnet.

Die fruchtbare Ebene rings um die Stadt war vom 11. bis zum 16. Jahrhundert das europäische Zentrum des Waidbaus. Als diese Färberpflanze durch das Indigo abgelöst wurde, stiegen viele Waidbauern auf Kraut und Rüben um, später züchteten sie vor allem sogenanntes Feingemüse. Die kurmainzische Bischofsstadt war ein alter Handelsplatz, und bereits um 1660 bezogen Erfurter Gärtner über Genua und Venedig Blumenkohlsamen aus Zypern. Wenige Jahrzehnte darauf konnten sie – neben anderem Feingemüse wie Spargel und Artischocken – bereits mit einem Dutzend eigener Blumenkohlsorten aufwarten.

## Gärtner

„Wir haben hier in Erfurt eigentlich keine Gärtner, indem sie die Gärtnerei nicht gelernt. Es gehört zu einem Gärtner viel mehr Wissenschaft und Erfahrung, als unsere Leute besitzen. Doch ist hier allzuwohl bekannt, wenn ein Pferdeknecht vom Pferde fällt, oder ein Bauer vom Dorf herein in unsere Stadt ziehet und nachdem er einige Jahre gedient oder als Tagelöhner gearbeitet, so ist er gleich ein Gärtner und läßt sich auch öffentlich so titulieren.“

Christian Reichart, um 1740



In seinem „Land- und Gartenschatz“ stellt Christian Reichart nicht nur Methoden der Pflanzenzucht und -pflege vor, sondern auch die neuesten Gerätschaften zur Bodenbearbeitung.

„Wer Gott vertraut und Bretter klaut, der hat ne billige Laube“

# VOM ARMENGARTEN ZUR LAUBENPIEPERKOLONIE

*Eine Skatpartie vor Buschbohnen und Tomatenstauden. Laubenpieperidylle um 1900.*



Ein handgemaltes Plakat über dem Eingangstor verkündet den Namen der Kleingartenanlage. Sie heißen „Erdenglück“, „Wochenendidyll“, „Erholung“, „Fortschritt“, „Sonnenblick“ oder „Feierstunde“. Schilder befehlen den Besucher, dass die Einfahrt mit dem Auto verboten ist, desgleichen Zutritt für Unbefugte, Fahrradfahren und Fußballspielen sowie die Benutzung von Motorsensen, Radios und anderen Lärmerzeugern. Hinter dem Tor geht man auf geraden, wohl-

geharkten Wegen. Zäune und Hecken trennen zwar die Gärten voneinander, behindern aber keineswegs den Blick. Die halbstämmigen Obstbäume werfen keinen Zentimeter Schatten aufs Nachbargrundstück, Beete sind gründlich gejätet, der Rasen kurz gehalten. Man sieht Gartenzwerge, architektonisch gewagte Gartenlauben und ältere Männer, die sich mit Bierflasche in der Hand über den Zaun lehnen. Im Zentrum findet sich die charakteristische Trias aus



*Der alte Kirschbaum verweist auf die ehrwürdige Geschichte des Kleingartens, das Planschbecken auf die Zukunft.*

Vereinsheim, Vereinsfahne und Schaukasten („Beitragskassierung Samstag 9 Uhr!“).

Kein Gärtner muss mit so hartnäckigen Vorurteilen kämpfen wie der Kleingärtner, je nach Region auch „Schrebergärtner“ oder „Laubenpieper“ genannt. Hier scheint alles etwas kleiner zu sein, nicht nur die Grundstücke. Man denkt an Ertragsmaximierung auf kleiner Fläche ohne Scheu vor Pestiziden, an Kohlrabi, Karnickelställe und Koniferenhecken, an endlose Vereinssitzungen, biedere und gleichwohl machtbewusste Funktionäre.

Doch anders als viele Gartenästheten, Manufactum-Kunden oder Leser von Hochglanzjournalen ist der Schrebergärtner noch ein richtiger Gärtner! Nach des Jahres Mühe will er etwas ernten. Dazu zwingt ihn schon das Bundeskleingartengesetz, das ihm vorschreibt, ein Drittel seiner Fläche für Obst und

Gemüse zu nutzen, doch dem echten Kleingärtner ist diese Vorschrift keine Last. Er will die Früchte seiner Arbeit im Kochtopf sehen oder als Marmelade und Johannisbeerschnaps in seine Vorratskammer tragen. Für das Bedürfnis nach Gartenkunst hat die Parzelle schließlich zwei weitere Drittel, von denen eines für Obstbäume, Rabatten, Ziergehölze und Blumen bestimmt ist und das andere für die Laube nebst Rasen.

Man sollte meinen, dass Vereinsbürokratie und die geringe Größe der Gärten – in der Regel nicht mehr als 400 Quadratmeter – keinen Raum für Extravaganzen lassen. Aber gerade die Reglementierung weckt ungeahnte Kreativität. Um das zu überprüfen, genügt es, mit offenen Augen durch eine beliebige Gartenkolonie zu spazieren. Hier sind längst alle Epochen der Gartengeschichte, all ihre Moden und Sünden zuhause – nur eben etwas kleiner: Buchsbaum-schnörkel und fernöstliche Gräser, Gartenteiche

# GLASPALÄSTE



Das Gesellschaftshaus im Frankfurter Palmengarten. Unten: Innenansicht des Palmenhauses. Postkarte, 1905.

Die Geschichte der Pflanzenausstellungen im 19. Jahrhundert ist auch eine Geschichte ingenieurtechnischer Erfindungskraft und Kühnheit. Nichts hat die Besucher so fasziniert wie der künstliche Frühling im Warmhaus, die schwüle Dschungelatmosphäre der Tropenhäuser. Hier entfalteten die Orchideen ihre extravaganten Blüten, hier konnten Besucher, die nie im Leben die Tropen sehen würden, Palmen und selbst exotische Vögel und Schmetterlinge bewundern.

Mit der Industrialisierung entstanden völlig neue technische und architektonische Möglichkeiten. Die Glas-Stahl-Konstruktionen wurden immer gewagter



und fanden im „Kristallpalast“ der Londoner Weltausstellung von 1851 einen spektakulären Höhepunkt. In Deutschland machte das 1856 errichtete Palmenhaus im Botanischen Garten Berlin besondere Furore, ein „Glaspalast, wie kein zweiter für solchen Zweck auf dem Festland zu finden ist“.

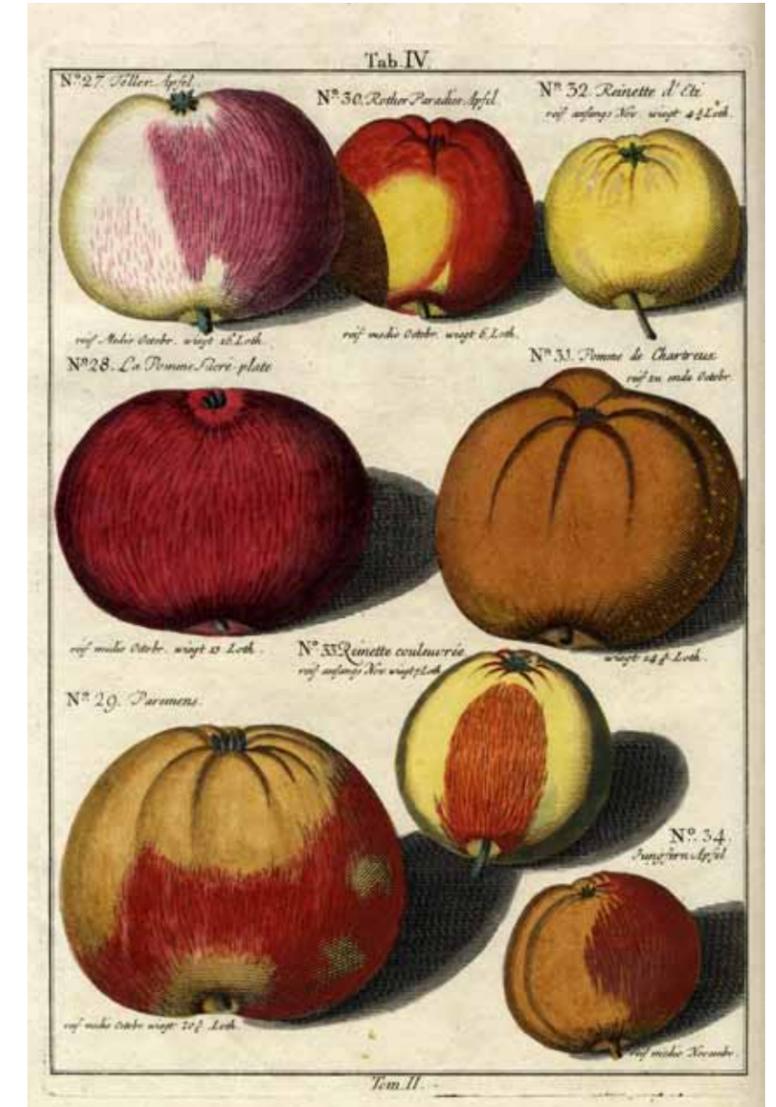
Das Glasgewächshaus, das der Handelsgärtner Jacob Rinz 1855 in Frankfurt a.M. errichten ließ, sollte als „Tempel der Flora“ der bis dato heimatlosen Gartenbaugesellschaft Flora als Ausstellungshalle dienen. Doch Missstimmungen führten bereits nach wenigen Jahren dazu, daß Rinz den prachtvollen Bau fortan nur noch für die permanente Blumenausstellung seiner eigenen Firma nutzte. Erst durch einen Zufall kam Frankfurt zu einem öffentlichen Glaspalast nebst Pflanzensammlung: Herzog Adolf von Nassau hatte in Biebrich bei Wiesbaden eine umfangreiche Sammlung exotischer Pflanzen angelegt und sich dabei finanziell übernommen. Ihm blieb daher keine andere Wahl, als die Sammlung zu verkaufen. Der Frankfurter Gartenarchitekt Heinrich Siesmayer sah plötzlich die Chance, eine lang gehegte Idee in die Tat umzusetzen: die Einrichtung eines „Südpalastes“ – Glashaus für exotische Pflanzen und Gesellschaftshaus in einem. Die Frankfurter Bürgerschaft ließ sich von der Idee begeistern, gründete eine Aktiengesellschaft, kaufte die Sammlung und konnte 1871 den Frankfurter Palmengarten eröffnen.

Beförderung des Gartenbaues in den Königlich Preußischen Staaten“, Vorläufer der „Deutsche Gartenbau-Gesellschaft“, zu dessen Gründern unter anderem Peter Joseph Lenné und der preußische Hofgärtner Fintelmann gehörten. Diese Vereine waren zum einen wissenschaftlich und publizistisch tätig, aber auch als Ausrichter von Pflanzen- und Gartenschauen.

Es war der „Flora – Gesellschaft für Botanik und Gartenbau“ in Dresden vorbehalten, im Oktober 1828 die erste öffentliche Ausstellung zu organisieren. Die Schau im Palais des Großen Gartens bot sächsischen Erwerbsgärtnern eine Bühne für ihre Kreationen. „Wegen besonderer Theilnahme des Publikums“ musste sie von drei auf acht Tage verlängert werden. Gleich im Mai des darauf folgenden Jahres zeigte die „Flora“ mehr als 700 blühende Topfpflanzen – gedacht als „ein Ehrenkmal der sächsischen Gärtner und ihrer Kunst“. Um die Teilnahme noch reizvoller zu machen, lobte der Verein ab 1833 seltene und wertvolle Topfpflanzen im Wert von 700 Talern als Preise aus. Wie groß das Interesse des Publikums war, zeigt sich auch darin, dass die Ausstellungen weitgehend über Eintrittsgelder finanziert werden konnten.

Der festliche Rahmen ließ die Gartenschauen in Deutschland in den folgenden Jahrzehnten zu gesellschaftlichen Ereignissen ersten Ranges werden – für die erste Blumenschau des Stuttgarter Blumen Vereins etwa hatte der König, der dieses Ereignis „mit besonderem Wohlgefallen“ unterstützte, einen Saal des Redoutenhauses zur Verfügung gestellt. Die ausgesetzten Preise spornten sowohl Laien als auch Berufsgärtner an, sich mit den schönsten Erzeugnissen ihrer Leidenschaft und Kunst zu beteiligen, und die Wettbewerbe trugen dazu bei, Qualitätsmerkmale in ganz Deutschland zu verbreiten.

In Mannheim, Braunschweig, Frankfurt am Main und Mainz folgten Frucht- und Blumenausstellungen. Aus Hannover wird 1836 berichtet: „Die Pflanzen eines jeden Cultivateurs waren allein für sich aufgestellt, und die dadurch entstandene Decoration des Saales war neu, überraschend und ansprechend“ – da existierte der dortige Gartenbauverein erst seit drei Jahren und zählte bereits 668 Mitglieder. War schon das Biedermeier mit seiner Hinwendung zum Privaten eine Epoche der Blumenbegeisterung – man denke nur an die Mode der „Streublümchen“ und anderer floraler Dekore –, so ging die Anzahl verschiedenster Pflanzenschauen mit dem wirtschaftlichen Aufschwung nach der Reichsgründung 1871 in die Hunderte. Gärtnern um der Schönheit willen wurde zur massenhaften Freizeitbeschäftigung.



Auf der Naumburger Obstausstellung von 1853 gaben sich die angereisten Pomologen ihrer Lieblingsbeschäftigung hin: der Sortenbestimmung. Illustration aus „Pomologia“ von Hermann Knoop, 1760.

Die Vereine befassten sich indes nicht nur mit Blumenzucht. Der Weimarer „Verein für Blumistik und Gartenanlagen“ zeigte 1831 im Belvedere „Feld- und Gartenerzeugnisse und Hilfswerkzeuge zur Förderung des Gartenbaues“; 1853 fand die erste deutsche Obstausstellung in Naumburg statt. Aus allen Gegenden Deutschlands waren Früchte eingesandt worden, doch ein Berichterstatter merkte an, man habe in Naumburg feststellen müssen, „wie noch so ganz viel werthloses Obst in Deutschland gebaut werde“. Die Pomologen suchten ihr Heil in der exakten